



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kuranda, I.: Zeitungen und Zeitschriften : zum Verständnis der deutschen
Presse und ihrer Aufgabe : erster Artikel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zeitungen und Zeitschriften.

Zum Verständniß der deutschen Presse und ihrer Aufgabe.

Von

J. Kuranda.

Erster Artikel.

Zu den vielen großen Nachtheilen, in welchen die deutsche Zeitungspreß gegenüber der französischen und englischen steht, gehört auch der, daß ein deutsches Journal weit eher der Gefahr, mißverstanden zu werden, ausgesetzt ist, als jedes andere. In England und Frankreich, wo die politischen Systeme und Parteien scharfer und entschiedener sich abscheiden, als bei uns, da wird es dem Leser eben so leicht, die Fahne zu erkennen, welche ein Journal aufgepflanzt, als dem Redakteur desselben, sie unerschütterlich fest zu halten. Betrachten wir nur die pariser Journale; umgeben von den besten literarischen und politischen Kräften der Nation, die alle in ein und derselben Stadt ihren Sitz haben, da braucht ein Blatt von einer bestimmten Farbe bloß sein Programm bekannt zu machen, und Alle, die zu seiner Meinung sich bekennen, reihen sich ihm an. Man bespricht und verständigt sich mündlich und gibt dann allen Beiträgen Eine Richtung, Einen Willen, Einen Stempel. Anders in Deutschland. Abgesehen davon, daß hier die Parteien weder der Zahl, noch der Meinung nach so feste abgerundete Gruppen bilden, leben die Männer, die wirklich ein und derselben Meinung angehören, in hundert Ecken zerstreut. Das Journal, welches dieselbe

Farbe trägt, ist sechzig Meilen weit von demjenigen entfernt, der das meiste Talent und den eifrigsten Willen hätte, es zu unterstützen. Nicht bei Jedermann ist die Anregung und der Drang, sich auszusprechen, so stark, um erst eine lange Einleitungscorrespondenz mit einer entfernten Redaktion zu beginnen —, und so gehen oft die besten und unterrichteten Männer nicht nur für ihre Partei, sondern für die Presse überhaupt verloren. Ein Anderer, bei dem die Anregung stärker ist, ohne darum minder die fernern Anknüpfungen lästig zu finden, ohne darum minder die vielen Umstände und das lange Warten auf den Abdruck, der oft als *moutarde après dîner* erscheint, zu scheuen, wendet sich an das ihm zunächst liegende Journal. Dieses aber hat eine ganz andere Richtung, als die, zu welcher er gehört, er muß daher seinen Artikel modificiren, accommodiren, castriren und censuriren. Daraus entsteht gleich ein doppelter Zwiespalt, ein doppelter Mißbestand. Das Journal, welches einen solchen Artikel erhält, nimmt, wie er auch modificirt sein mag, immer doch ein seinem Organismus fremdartiges Element auf, das sein Publikum stutzig und unsicher macht. Der Schriftsteller seinerseits hat nur eine halbe That vollbracht; die bessere, kräftigere Hälfte ist ihm in der Feder geblieben.

Gesetzt aber, es gelingt einem Blatte, all sein Holz aus ein und demselben Stücke zu schneiden, all seine Mitarbeiter aus ein und derselben Farbe zu gewinnen, so wird es noch immer gewaltig von einem französischen Blatte sich unterscheiden. Denn diese in West und Ost und Süd und Nord zerstreuten Mitarbeiter haben, wiewohl politisch gleichstrebend, immer noch durch ihre Localbeziehungen, Religionsverschiedenheit, durch provinciale, dynastische und wissenschaftliche Sympathien, mannigfache Nuancirungen; alle diese Köpfe unter einen Hut zu bringen, ist eine unmögliche Aufgabe. Der große Vortheil einer mündlichen Besprechung des Redakteurs mit seinen Mitarbeitern, oder, was noch wichtiger ist, die Verständigung der Mitarbeiter unter einander fällt hier weg; bevor man einen Artikel erhält, ändert, zurücksendet und wieder erhält, ist der rechte Zeitpunkt vorüber. Kein deutscher Schriftsteller von Bedeutung wird sich wesentliche Aenderungen in seinem Manuscripte ohne seine Einwilligung gefallen lassen. — Wie soll es da möglich sein, Einen Ton, eine Richtung in allen Theilen festzuhalten? Das ist es, was un-

fere Journale zu räthselhaften Erscheinungen im Auge des Auslandes macht. Der Nichtdeutsche kann es nicht begreifen, wie in unsern großen Journalen in ein und derselben Nummer aus ein und derselben Stadt zwei ganz verschiedene Meinungen oft über ein und denselben Gegenstand ausgesprochen werden. Der Nichtdeutsche? Nein, in Deutschland selbst giebt es Tausende, welche dieser von den äußeren Umständen gebotenen Nothwendigkeit nicht auf den Grund kommen können. Das ist die Ursache, weshalb ein deutsches Journal weit eher als jedes andere der Gefahr ausgesetzt ist, in seinen Tendenzen verkannt und mißverstanden zu werden.

Hier aber ist auch der Punkt, wo wir, die kleineren Institute, die Revuen, Zeitschriften, Wochenschriften, in einem ungemeinen Vortheil gegenüber unseren großen, täglich erscheinenden Rivalen uns befinden, die alle Vortheile des Augenblicks, der schnelleren Mittheilung, der Masse des Stoffes, der größeren Verbreitung u. s. w. vor uns voraus haben. Wir, die nicht dem Ereigniß des Tages in athemloser Hast auf der Ferse nachfolgen müssen, die nicht einen von unserer Meinung abweichenden Correspondenten zuzulassen genöthigt sind, weil in jener Stadt, an jener Quelle kein anderer zu finden ist; wir, die nicht von dem Augenblick zehren müssen, die wir die Reise der Begebenheiten abwarten und ihre Folgen sicherer beurtheilen können; die wir Zeit haben, mit unsern Mitarbeitern und Freunden uns besser zu verständigen und nöthigenfalls einen Artikel den Weg hin und zurückmachen zu lassen: -- wir haben das große, in unserer Zeit so wichtige Privilegium, Eine Meinung, Eine Richtung verfolgen zu können; wir haben die schöne Aufgabe, die Wahrheit, wie sie in unserem Gemüthe lebt, wie unsere Seele sie erkennt, festzuhalten, in so weit die äußere Gewalt uns nicht daran hindert.

Sollte dies nicht ein Hauptmotiv sein, warum in der letzten Zeit die Zahl der Wochenschriften sich vermehrt hat, und weshalb gerade diejenigen Zeitungen, die eine bestimmte Tendenz vertreten, wie die „Oberdeutsche Zeitung,“ und Herwegh's „deutscher Bote“ diese Form ihrer früheren vorzogen?

Die Tendenz! Mit Freudigkeit dürfen wir es aussprechen, jene flauere Zeit ist vorüber, wo Journale und Zeitschriften ein bloßer Papierkorb waren, in den man den Abfall der Ruhestunden bunt

durcheinander, ohne Zweck, ohne höheres Bewußtsein, hineinwarf. Ein neues Leben durchströmt die deutsche Presse, ein neuer Geist beseelt den Schriftsteller. Er fühlt es, daß die Nation auf ihn sieht, er fühlt es, daß er nicht mehr der Schalk, der lustige Rath des Volkes ist, von dem es Unterhaltung und Schwänke fordert, er ist sein Gewissensrath, sein Vertreter, sein Fürsprecher geworden. Dies Bewußtsein spornt seinen Geist und macht sein Herz höher schlagen. Schließen wir unsere Reihen, Freunde und Berufsgenossen, ein schöner Tag liegt vor uns. Pflanzen wir unsere Farben, unsere Fähnlein auf; jeder, der treu zu der seinigen steht, welche es auch ist, sei geehrt; ob als Freund ob als Gegner — immer werden wir ihn achten, immer werden wir ihn ehren. Aber eine Meinung vertrete er, einer Partei gehöre er an; er achte sich selbst, damit die andern ihn achten.

Laßt Euch durch das Wort Partei nicht schrecken, Ihr, die Ihr den Segen des Friedens preist, denen die Einigkeit des Vaterlandes ein heiliger Wunsch ist. Es giebt auch einen Krieg des Friedens, es giebt auch einen Wettstreit der Liebe. Laßt uns kriegen und streiten, wer besser das Wohl des Vaterlandes und der Menschheit versteht, wer heißer sie liebt, wer besser ihnen dient. Ohne Partei kein Fortschritt, ohne Partei keine Wissenschaft, keine Entwicklung, kein Leben; ohne Zweifel kein Glaube, ohne Frage keine Antwort. Sommer und Winter, Tag und Nacht sind Parteien, welche die Natur in ewiger Frische erhalten. Das ist eine kurzstichtige und veraltete Politik, die da glaubt, daß die Parteien die Ordnung und die Wohlfahrt des Staates zerstören und die Feste des Thrones, die Kraft der Monarchie untergraben. Im Gegentheil; welche Regierungsform auch ein Staat habe, repräsentative oder absolute, immer wird der offene Kampf der Meinungen dazu beitragen, die Kraft des Thrones zu stärken und ihm die Möglichkeit zu geben, das Wohl des Volkes mit sicherem Blick zu erkennen und die Interessen des Landes aus dieser großen und lebhaften Bewegung beurtheilen zu lernen. Der Thron des Monarchen ist jener hohe und heilige Gerichtshof, der über allen Parteien schwebt, der sie alle hört, der Jedem das Recht gönnt, seine Sache zu verteidigen, der mit segensreicher Hand die Waagschalen hält und das Urtheil ausspricht. Die Freiheit, die Deutschland sucht,

ist keine Tochter der Anarchie, kein Kind blutiger, gefeselloser Bacchanten; nicht der Aufruhr, nicht die Republik, nicht die Zerstörung jedes historischen Rechts, nicht die Herrschaft einer fremden Nation ist es, was sie verlangt. Denn die schwachen Sonnenstrahlen, die man ihr gegönnt, haben sie nicht unsern Nationalcharakter gestärkt, den öffentlichen Geist veredelt? Die Anfänge einer freieren Presse, haben sie unserer Nationalität nicht neues Mark, neue Entwicklung gegeben? Nachdem ein Volk lange Zeit dem geistigen Einfluß des Auslandes unterlegen, kann man ihm nicht wie mit einem Zauber- schlage auf ein Mal einen höheren politischen Charakter verleihen. Wenn traurige Einflüsse aller Art so lange zusammen gewirkt haben, um es in seinen eigenen Augen zu erniedrigen, es gegen sein Loos gleichgültig zu machen, es auf einen eben so engen, als untergeordneten Kreis von Ideen und Gefühlen zu beschränken, dann kann es nur allmählig durch tiefes Versenken in belebende Quellen sich mit neuer moralischer Energie stärken. In den Zeiten aber, in denen wir leben, kann ein solches Wunder nur durch Institutionen bewirkt werden, die im innersten Herzen des Volksgeistes ihre Wurzeln geschlagen und durch die Gluth der kämpfenden Parteien erwärmt werden. *Ce qu'on appelle union dans un corps politique*, sagt Montesquieu in seinen Betrachtungen über die Größe und den Verfall der Römer, *est une chose très équivoque; la vraie est une union d'harmonie qui fait que toutes les parties, quelque opposées qu'elles nous paraissent, concourent au bien general de la société. Il peut y avoir de l'union dans un etat, ou l'on ne croit voir que du trouble, cest-à-dire une harmonie d'ou resulte le bonheur.* Aber wahrlich fast fürchte ich mich, die Worte eines der größten politischen Schriftsteller hier anzuführen. Denn ist nicht Montesquieu ein Franzose? Und scheint man nicht in Deutschland das alte flamändische Sprichwort herausgegraben zu haben: „Was walsch ist, falsch ist?“

Doch auch hier stehen wir bei einem Punkte, wo wir einen Fortschritt der deutschen Presse nachweisen können. Wenn man auf das so eben ablaufende Jahr einen Blick zurückwirft und es mit den Jahren 1840 und 1841 vergleicht, so kann man einer wohlthuenden Bemerkung nicht ausweichen. Als vor zwei bis drei Jahren das deutsche Nationalgefühl einen neuen, denkwürdigen Auf-

schwung zu nehmen begonnen, da war es der Franzosenhaß, von dem sich die Presse nährte. Zu ohnmächtig, um die elastische Kraft innerlich zu finden, suchte man äußerlich sich anzuklammern. Wie man kleinen Kindern einen Wolfszahn mit kleinen Glöckchen behangen in den Mund giebt, um die jungen noch unmerklichen Zähnen sich daran herauszubeißen, so gab man Deutschland die Franzosen zur Uebung seines Nationalgebisses hin; die Schellen des Becker'schen Rheinliedes und ähnlichen patriotischen Geflingels thaten da gar vortreffliche Dienste. Man tadelte damals die Parforcejagd, welche einige süddeutsche Journale auf die französischen Zustände machten, mit Unrecht; ihre Politik war eine fruchtbare. Die Regierungen, die in der Stunde der Gefahr diesen Ton der deutschen Presse gerne sahen und unterstützten, hatten unwillkürlich dieser ein Zugeständniß gemacht, ihre Gewalt belebt, und sie an Einfluß und Kraft gewinnen lassen. Die höhere Bedeutung, welche ein Theil der deutschen Journale in letzterer Zeit erhalten hat, ist nicht ein bloßes Geschenk, welches ein großgesinnter Monarch ihnen gemacht, sondern sie ist zum großen Theil eine natürliche Folge der früheren Anregung, die, einmal hervorgerufen, in ihrem Fortschritte kaum aufzuhalten war. Wem die wahre Civilisation, der wahre Fortschritt im deutschen Vaterlande am Herzen liegt, der wird mit Freuden beobachten, daß in dem Grade, wie wir an innerer Kraft gewinnen und unsere eigenen Zustände mehr in den Kreis der Besprechung ziehen, auch die „Franzosenfresserei“ mehr in den Hintergrund tritt. In dieser Beziehung bildet das Jahr 1842, verglichen mit dem ihm vorausgehenden Jahre einen auffallenden, erfreulichen Unterschied. Denn das wolle der Himmel verhüten, daß die Nationalkraft der Deutschen mit der Wolfsmilch des Völkerhasses genährt werde; daß wir, deren politische und nationale Reife später als die unserer Nachbarn heranbricht; wir, denen der Gott der Geschichte das schöne Loos bestimmt hat, die Culturblüthe aller übrigen Völker in den Kelch unseres eigenen Nationallebens aufzunehmen, die schwer erkauften Erfahrungen anderer Nationen als friedliche Wegweiser für unser eigenes Geschick benutzen zu können, — daß wir dafür undankbar, verachtend oder gar höhrend gegen diese wohlthätigen Lehrmeister uns wenden sollen. Frankreich, bei dem das Wort *les etrangers* zu einem fast lächerlichen Popanz wurde, das in sei-

ner Selbstliebe sich so verrannt hat, daß ihm die richtige Beurtheilung fremder Nationalitäten fast abgeht, Frankreich gelangte zu diesem Fehler auf geschichtlichem Wege. Weil es lange Zeit, fast durch drei Jahrhunderte, allein an der Spitze der modernen Civilisation stand, glaubte es, ein ausschließliches Privilegium auf diese zu haben. Sein von Selbstliebe geblendetes Auge bemerkte nicht, daß die andern hinter ihm zurückgebliebenen Völker an seine Seite herangefkommen, zum Theil sogar es überflügelt haben. Wollen wir nun in diesen Fehler, den wir bei unserem Nachbar verspotten, selbst verfallen? Wahren wir unsere Grenzen zur Zeit des Krieges mit dem eifersüchtigsten Auge, mit starkgewappneter Hand, verrammeln wir unsere Thore bei dem leisesten Verdacht; aber in den Zeiten des Friedens wollen wir sie öffnen, damit der freie Verkehr des Geistes keine Schranken und keine Mauthbeamte finde. Wir können dem deutschen Zollverein nur Glück wünschen, daß er mit neuer Energie durch erhöhte Schutzzölle die heimathliche Industrie, den heimathlichen Handel begünstigt — so lange Frankreich halsstarrig auf den seinigen verharret, so lange England sein Prohibitivsystem festhält. Aber wir wollen die ersten sein, welche unsere Stimme für das Fallen aller Mauthschranken, für die Vernichtung aller internationalen Hindernisse erheben, sobald wir diese nicht zur Schutzwehr und als Repressalien auführen müssen.

Doch die Idee, die Poesie, die Wissenschaft ist kein Waarenballen, den man auf der Grenze aufhalten und zurückweisen kann. In dem Augenblick, da der deutsche Geist, die deutsche Wissenschaft immer mehr und mehr Zutritt bei den benachbarten Nationen findet, wollen wir da das von ihnen verlassene System zu unsrem eigenen Nachtheil adoptiren? Die Uebertreibung, mit welcher einige Schriftsteller in letzterer Zeit die französischen Ideen in den Bann thaten, erhielt von jenen literarischen Nachbetern, die immer nur das Oberflächliche erfassen, eine lächerliche Ausdehnung. Mit diesem mißverstandenen und auf die Spitze getriebenen Deutschthum, welches von Nichts hören will, als was germanischen Ursprungs ist, würden wir nicht etwa nur Voltaire und Rousseau in die Acht erklären, sondern auch Descartes und Montesquieu, ja am Ende sogar Tasso und Dante, Raphael und Calderon, Virgil und Justinian, das alte Testament und das neue.

Abermals müssen wir auf einen Unterschied in der Aufgabe der Zeitschriften gegenüber den großen Journalen hinweisen. Die täglich erscheinenden Blätter, die alle Mißgriffe der französischen Politik, alle Angriffe der Pariser Presse, alle die albernen Invectiven des National und Consorten einzuregistriren und zu bekämpfen haben, denen kommt es zu, ihrem Eifer, ihrem Zorn, ihrem Patriotismus den Zügel schießen zu lassen und in den kleinen täglichen Scharmützeln von dem guten Kriegerrecht Gebrauch zu machen: Auge für Auge, Zahn für Zahn, auf einen derben Klotz einen derben Keil. Wir aber, die wir nicht im Gedränge fechten, uns steht es wohl an, die Dinge in ihrem Zusammenhange zu erfassen und nicht in kleinlicher Leidenschaft über vorübergehende Einzelheiten die Sturmglocke zu läuten. Denn nicht, wie bei jenen, sind die Bewegungen der Politik unser vorzüglichstes und ausschließliches Augenmerk; ein größerer Beruf ist uns geworden, höhere Interessen haben wir zu verfolgen, die Politik kann uns nur einer der vielen Factoren sein, welche neben der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, der Sitte, die Gesammtheit desjenigen bilden, was man Gesellschaft nennt. Diese Gesammtheit, für die wir in Deutschland noch nicht den rechten Ausdruck, ja kaum noch den rechten Begriff gefunden haben, dieser Bund, der die einzelnen Classen der Nation in eine gemeinschaftliche Masse von Bildung und Gesittung vereinigt, das ist der Cultus, dem wir dienen, das ist das Ziel, das wir erstreben.